

Literarisches

Karl Wilhelm  
Kamler,

geb. am 25. Febr. 1725,

gest. am 11. April 1798.

Notizenblatt,

herausgegeben von Th. Hell.

29. Sonnabend, am 11. April 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

**Panorama von München.** Von August Lewald. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger'sche Buchhandlung. 1835.

Seit Fischer seine Gemälde von Madrid und Valencia schrieb, hat sich der Geschmack des Publikums gewaltig geändert. Beide Bücher, welche damals ein so großes Aufsehen machten, würden heute wenig gelesen werden; denn ihnen fehlt die Würze, ohne welche Gerichte dieser Art Niemanden mehr munden wollen — der Scandal. — Wir haben jetzt so viel Beschreibungen von Städten „wie sie essen und wie sie trinken“, „wie sie sind“, „wie sie leben“ und was dergleichen mehr ist, wir haben Panoramen „bunt“ angestrichen oder „grau in grau“ gemalt, die guten Städte sind aus der „Vogelperspective“ oder auch von den Thürmen herab inspicirt worden, aber die Hauptsache dabei ist immer ein guter tüchtiger Scandal gewesen. Diese Würze, ohne die es, wie gesagt, nicht abgeht, fehlt denn auch dem eben angezeigten Bericht nicht ganz; aber der Verfasser ist ein geschmackvoller Chef de cuisine, und darum wird dasselbe auch den Gästen munden; so viel wenigstens ist gewiß, daß sein Werk sich sehr vortheilhaft vor allen den andern, in letzterer Zeit erschienenen, auszeichnet. — A. Lewald ist ein Mann von Geist, der viel gesehen hat, folglich auch auf leichte und treffende Weise zu sondern und zu vergleichen versteht, er hat die Sprache ganz in seiner Gewalt, seine Satyre ist bitter, aber nie plump oder roh, wie wir solche jetzt leider so oft in Werken gleicher Art wiederfinden, und wenn man sich auch hier und da überzeugt, daß sein Urtheil von Vorliebe oder Widerwillen dictirt, und folglich einseitig oder selbst ungerecht geworden, so wird doch Niemand leugnen können, daß es das Urtheil eines geistreichen Mannes ist. Alles das, was Lewald über das Theater — das er aus dem Grunde kennt, — die Bauten, die Münchener Malerschule, das dortige gesellschaftliche Leben sagt, ist dem Referenten — der freilich Manches nicht eben vertreten möchte — sehr interessant und beherzigungwerth erschienen. Letzterer gesteht überdies gern ein, daß er eine gewisse Vorliebe für den Verfasser hat. Lewald ist einer der Wenigen der neuern kritischen Schule, welche durch ihre Schriften bewiesen haben, daß sie außer dem kritischen auch noch ein anderes, ein höheres Talent haben, nämlich das: Etwas schaffen zu können. Gewöhnlich ist sonst das Wesen und Treiben der Herren nur negativ. — Der Verfasser spricht S. 83 des 2ten Theils über diesen Punkt

einige Worte, die um so schätzenswerther sind, da sie von jener Seite bis jetzt noch nicht vernommen worden. „Wir haben — sagt er — zu viel Kritik in unserm deutschen Leben und zu wenig Werke, welche die Kritik herausfordern. Die That muß dem Raisonnement darüber vorausgehen; es ist einmal Zeit, daß wir mehr thun und weniger raisonniren.“ Das sind goldene Worte, und — was das Beste ist — er durfte sie sprechen.

Damit der Verfasser aber bewiese, daß er der Richtung, zu der er sich bekennt, nicht ganz fremd sey, hat er die armen Münchener Schriftsteller, die zur Gegenpartei gehören, sehr übel, ja mitunter offenbar ungerecht behandelt und somit seinem scharf und geistreich, wenn auch nicht immer treu aufgefaßten Gemälde geschadet. So — um nur zwei Beispiele anzuführen — fährt er über den armen Saphir her, daß er erst liberal, dann servil und jetzt Gott weiß was geworden. Er wundert sich über Saphir! — Wie aber kann ein so verständiger Mann, wie der Verfasser, sich über so etwas wundern? — Ferner nennt uns Lewald unter den Münchener Schriftstellern Einen, der „mit einer herrlichen Suade begabt“, — was übrigens bei den Herren eben nichts Seltenes ist — „der ein sehr markirtes Neufere habe“, — was aus gewissen Gründen auch jetzt häufig vorkommt — „der bis jetzt noch nichts der Oeffentlichkeit übergeben hat, aber einst von sich sprechen machen wird.“ — Referent hat für den Schriftsteller, der nichts geschrieben, unbekannterweise eine gewisse Vorliebe, aber er wünschte, sein Freund hätte nicht so bestimmt gesagt, daß er dereinst unfehlbar Großes leisten werde. Es scheint ein übles Fatum mit solchen Prophezeihungen verbunden zu seyn. Alle Die, von denen so Großes vorhergesagt wurde, haben in der Regel eben gar nichts geleistet. — Doch das Gesagte ist nur ein Stäubchen auf einem sonst interessanten Gemälde.

Druck und Papier des Werkes sind sehr anständig.

**Der Kanton Zürich, historisch, geographisch, statistisch geschildert u. s. w.** Ein Hand- und Handbuch für Kantonbürger und Reisende von Meyer von Knonau. St. Gallen und Bern. 1834. 342 S.

Mit Recht nennt der umsichtige Verfasser das Büchlein ein Hand- und Handbuch; es ist ein sol-

ches im eigensten Sinne. Der Kanton Zürich ist hier mit der genauesten Kenntniß, mit unendlichem Fleiße und auf eine so vollständige Weise geschildert, daß das Büchlein ein Muster in seiner Art genannt werden kann. Alles, was man nur, sowohl in der auf dem Titel angegebenen Art, wie noch außerdem in topographischer und ethnographischer Rücksicht, von dem kleinen Landstrich, den das Büchlein schildert, zu wissen verlangen kann, ist hier mit trefflicher Umsicht zusammengetragen. Diese Ausführlichkeit, die das Buch aber für den Bewohner des Kantons so schätzenswerth macht, schadet ihm indes in Beziehung des Ankaufs als Reisehandbuch. Würde jeder Kanton auf so ausführliche Weise wie Zürich geschildert, und auf einen solchen Plan deutet die Aufschrift des äußern Titels — so würde eine kleine Bibliothek zusammenkommen, die der Reisende sich dann nur anzuschaffen geneigt ist, wenn er das Land zu studiren und Jahre lang in ihm zu verweilen gedenkt. Für den Fremden jedoch, der auf längere Zeit sich in Zürich niederzulassen gesonnen ist, kann diese Schrift mit Recht aufs Dringendste empfohlen werden.

E. v. Wachsman n.

Gedanken eines Gefangenen, von dem Grafen von Peyronnet. Leipzig, Weber, 1834.

Ein merkwürdiges Buch! merkwürdig durch den Verf. und die Verhältnisse, unter denen derselbe es schrieb; nicht minder merkwürdig durch die geistreiche Darstellung der darin behandelten Gegenstände. Den Verf. kennt Jeder, der nur einmal die Geschichte Frankreichs im Jahre 1830 gekannt hat; und er weiß denn auch, daß er seit Ende 1830, als einer der letzten Minister Karls X., in dem Gefängnisse von Ham aufbewahrt wird. In diesem Gefängnisse sind diese „Gedanken“ größtentheils geschrieben; aber sie sind, trotz dem, lebendig, groß und frei. Nicht von sich selbst spricht hier der Exminister, etwa um sich zu rechtfertigen oder auch nur um sich zu entschuldigen; er spricht nur über Politik, Moral, Philosophie und Verwaltung, und auch dann, wenn diese gewissenhaften Studien, diese allgemeinen Betrachtungen über die unentbehrlichsten Wahrheiten zur Verbesserung der Regierungssysteme auf Thatsachen sich beziehen und stützen, auf Thatsachen aus dem großen Drama, in welchem der Verf. eine Rolle spielte, — auch dann bewegt sich seine Ansicht außerhalb der Kreise dieses Drama's, indem sie sich über alles persönliche Interesse erhebt. Denn er schweigt, um Niemanden zu schaden; aber er schreibt, um der Welt zu nützen. — Die vorliegenden beiden Bände zerfallen in vier Bücher mit ihren Unterabtheilungen, und diese vier Bücher handeln: Von der politischen Gerechtigkeit (darin das 10te Kapitel: „Von der Todesstrafe“, das vom Verf. im November 1830 im Thurm von Vincennes geschrieben worden); von dem politischen Eide; von den Jahren 1828 — 1830 (zum Theil vor der Gefangenschaft des Grafen geschrieben), und von 1831 bis 1833. Die gedankenreiche Vorrede des Grafen Julius von Kessézier erinnert zugleich an die „Geschichte von Frankreich“, an der der Graf V. schreibt, und wovon bereits mehre Bände vollendet seyen. Die „Gedanken“ selbst müssen für jeden Staatsmann, aber auch für Jeden, der über die Gegenstände dieser Ges-

danken selbst nachdenkt und nachgedacht hat, eine höchst anziehende Lectüre gewähren, die auch dann anzieht und belehrt, wenn man anderer Ansicht ist als der Verf. Der Uebersetzung wäre eine größere Leichtigkeit und Gefälligkeit der Darstellung zu wünschen gewesen.

Novellen und Phantasieblüthen von E. Bechstein. 2 Theile. 218 u. 188 S. Leipzig, Leo, 1835.

Der geistreiche Lyriker Bechstein ist gerade nicht unser vorzüglichster Novellist; doch würde er mit Jedem wetteifern können, wenn alle seine Novellen die vorliegenden erreichten. — Bechstein's Element ist gemüthliches Stilleben, von der Hand des Schicksals zerstört; seine Kunsthebel sind weder Intrigue noch Spukgeister und Humpen, weder entschleierte Ruiditäten noch steifer Pietismus, weder purzelnder Humor noch krasse Satyre; — eine einfache, aber anziehende Familienscene, in einer höchst gebildeten Sprache vorgetragen, ist Alles, womit der Verfasser Herzen erobert. Desto mehr Lob ihm. Nur sind seine Gemälde meistens zu weich, lyrisch und blumenbesfreut.

Nr. 1 des ersten Bandes: „Der Astralgeist,“ macht gewissermaßen eine Ausnahme von dem Vorhergesagten; die Erzählung ist durchaus romantisch und anziehend und doch nicht die beste, weil der Bösewichter zu viele sind. Nr. 2: „Der Albino,“ eine thüringische, ziemlich unbedeutende Volksage, die aber recht gemüthlich erzählt wird. Nr. 3: „Der Rabe,“ beruht auch auf einer bekannten Volksage, aber aus älterer Zeit. Der zornige Bischof von Merseburg läßt seinen treuen alten Kämmerer Johannes hinrichten aus falschem Verdachte des Diebstahls einiger Kleinodien, die ein Rabe fortgeschleppt hat. Diese Sage könnte nicht ergreifender erzählt werden. Nr. 4: „Der Versöhner,“ ein Gemälde der heutigen Welt, treu und einfach, das Schönste in diesem Bande.

Nr. 1 des zweiten Bandes: „Fanny,“ bildet die Krone aller Erzählungen dieser Bände. Fanny von Eckstätt, die reizende Alterthümelerin, welche jede Ruine und jeden Thurm besteigen muß, eine Romanzendichterin, die verlobte Braut und unglücklich Liebende, stürzt von dem Frauenthurm in München und liegt zerschmettert vor den Füßen einer zärtlichen, reizbaren Mutter. Das Herz des Lesers bebt, er breitet seinen Arm aus, um das liebe Mädchen aufzufangen, und schaudert zuletzt wie die unglückliche Mutter. Mit feinem Gefühle hat der Dichter seine Heldin keine Selbstmörderin werden lassen, wie der Volksglaube sie darstellt. Nr. 2: „Der Herr Gevatter,“ wieder eine bekannte Sage oder Anekdote, wäre besser durchaus humoristisch gehalten worden, wie im Anfange; wenn auch das Interesse durch den grausen Schluß nicht schwindet, so vermindert sich doch bedeutend das Wohlgefallen. Nr. 3: „Der Gehülfe zum König Salomo,“ ein Phantasiebild, enthält Wahrheit und Dichtung aus dem Leben des Verfassers und preist in mehren Stellen dessen lebendige Phantasie.

Carlo Montano.

Das rühmliche Gedächtniß des Grafen von Peyronnet ist hier in dem Buche von E. v. Wachsman n. dargestellt.

Das rühmliche Gedächtniß des Grafen von Peyronnet ist hier in dem Buche von E. v. Wachsman n. dargestellt.